Musik- und Kunstpflege auf dem Lande

Erinnerungen aus einem rheinischen Gemeindeleben

von

Dr. Friedrich Spitta
Professor der Theologie zu Straßburg i. E.

Heft 1 Der Gemeindeabend 40 Pfennig
Im Auftrage des Ausschusses für Wohlfahrtspflege auf dem Lande
herausgegeben von
Heinrich Sohnrey

DV
Deutscher Verlag (Ges. m. b. H.)
~~Abteilung: Landbuchhandlung~~
Berlin SW. 11, Königgrätzer Straße 42.

Der Gemeindeabend.

Der preußische Minister des Innern, Freiherr v. Rheinhaben, hat am 9. April 1900 eine Verfügung an die Regierungspräsidenten erlassen, in der er Bericht darüber einfordert, welche Fortschritte die Volksunterhaltungsabende machen, die er für ein besonderes Mittel erachtet, die breiten Massen der Bevölkerung auf geistigem und sittlichem Gebiete zu fördern und die oft und schmerzlich beklagte Kluft zwischen den Gebildeten und den anderen Volksklassen zu überbrücken. — Diese Verfügung, die man nur mit großer Freude begrüßen kann, lenkt die Aufmerksamkeit der behördlichen Kreise mit einem Schlage auf ein Aufgabengebiet der Wohlfahrtspflege, das von der allergrößten Tragweite ist.

Was für die Stadtbewohner der Hörsaal, das Theater, die Philharmonie, die Kunstausstellung, das Museum ist, das ist für die Landbevölkerung der — Gemeindeabend. Oder er soll es doch werden. Was die Wissenschaft Großes und fürs Landvolk Wissenswertes zu Tage gefördert hat, was die Kunst und Litteratur Herrliches und Volkstümliches erzeugt, was das unaufhaltsam flutende Leben an sichern und heil-

samen Erfahrungen gewonnen hat, das soll auch der Landbevölkerung nahe gebracht und vermittelt werden durch den Gemeindeabend.

Weit ab vom Quell und Centrum des öffentlichen Lebens, von den wunderreichen, glanzvollen Schätzen neuzeitlicher Kulturentfaltung stand unser Landvolk bisher, der Arbeiter nicht allein, sondern auch der Bauer, der Herr. Das Landvolk hatte keinen Teil daran. Das war kein Unglück, so lange es sein Genüge noch in sich selbst, an seinem ureigenen Volkstume hatte. Aber diese Selbstgenügsamkeit hörte auf, als der Schimmer jenes großstädtischen Kulturglanzes ihm trotz weiter Ferne in die Augen fiel, als es sich den Tand der großstädtischen Kulturwelt aufhängen ließ und dafür das Echte, Schöne und Große, das es in seinem ureigenen Volkstume entwickelt hatte, preisgab wie Kinder Schätze hingeben, ohne zu wissen, was sie thun.

Ein geistiges und gesellschaftliches Unbehagen stellte sich ein, das äußerlich hauptsächlich in der Abwanderung nach den großen Städten zum Ausdruck kam und sich mehr und mehr zu einem wirtschaftlichen und beinahe auch nationalen Unglück entwickelte.

Der Gemeindeabend soll den geistigen Lebensdrang unserer Landbevölkerung stillen, indem er ihr zu einem Anteil an den edelsten Schätzen der Wissenschaft, Kunst und Litteratur verhilft. Der Gemeindeabend soll die geistigen Ursachen des Zuges vom Lande vermindern helfen, er soll das Land geistig

unabhängig und reich machen; er soll ein Bergwerk sein, soll Schätze sammeln, Erze schmelzen, Münzen prägen und sie zugleich auch in Umlauf bringen. Ja, er soll diese Schätze verteilen ohne Ansehen der Person, ohne Bevorzugung eines Standes. So wird er, wie die Einrichtung des althergebrachten Gemeinschaftslebens, z. B. wie die Spinnstube, ein Gemeinbesitz und Ersatz für die verloren gegangenen Gemeinschaftssitten, und so hilft er an seinem Teile beitragen zur Milderung und Überbrückung der Klassengegensätze, die auch auf dem Lande in den letzten Jahrzehnten immer fühlbarer geworden sind.

Für uns, die wir alles daran setzen wollen, um das in mancher Hinsicht vernachlässigte Landleben durch zeitgemäße Wohlfahrtseinrichtungen aller Art und durch eine volkstümliche Pflege des Geistes- und Gemütslebens zu bereichern und zu fördern und gegen das Überfluten einer ungesunden Großstadtkultur zu schützen, hat der Gemeindeabend noch eine besondere praktische Bedeutung: Er soll das Verständnis für unsere Bestrebungen wecken. Wie oft scheitert nicht alle Mühe um eine Einrichtung, die hier und da notwendig und heilsam wäre, an der Unfähigkeit, unsere Absichten zu verstehen und zu begreifen! Da wird ein zweckmäßiger Gemeindeabendvortrag mit nachfolgender Aussprache ohne Zweifel — manche Erfahrung lehrt es bereits — ein guter Vermittler sein.

Es ist begreiflich, daß sich der Gemeindeabend, eine noch recht junge und zunächst mehr ins Volk

hineingetragene Einrichtung, erst allmählich zu seiner hohen Bedeutung entwickeln kann. Noch fehlt's an Erfahrungen, an Stoff, an geistigen Helfern, an Mitteln und Wegen aller Art. Und so sieht man, daß trotz der so viele, schöne Muße bietenden Winterzeit in dem einen Dorfe kaum zwei oder drei Gemeindeabende stattfinden, in dem andern überhaupt noch gar kein Anfang gemacht ist.

Die zwanglosen Hefte, die wir unter dem Gesamttitel „Der Gemeindeabend" bieten und deren Reigen zu unserer besonderen Freude Herr Prof. Dr. Spitta in Straßburg mit seinen so anregenden Erfahrungen auf dem Gebiete ländlicher Kunstpflege eröffnet, sind aus diesen Erwägungen hervorgegangen. Sie sollen dazu helfen, daß der Gemeindeabend in seiner großen Bedeutung mehr und mehr erkannt und gewürdigt wird und daß die Aufgaben, die er den leitenden Kreisen zumutet, immer sicherer und freudiger bewältigt werden. Sie sollen insonderheit helfen, daß auch die gesunde Eigenart des ländlichen Lebens und Volkstums immer sorgfältigste Berücksichtigung findet, denn darauf legen wir auch hier, wie bei all unserer Arbeit, das größte Gewicht.

Der Ausschuß für Wohlfahrtspflege auf dem Lande.

J. A.
Sohnrey.

Musik- und Kunstpflege auf dem Lande

Erinnerungen aus einem rheinischen Gemeindeleben

von

Dr. Friedrich Spitta
Professor der Theologie zu Straßburg i. E.

Heft 1 **Der Gemeindeabend** 40 Pfennig

Im Auftrage des Ausschusses für Wohlfahrtspflege auf dem Lande
herausgegeben von
Heinrich Sohnrey

Berlin SW. 46
Deutscher Dorfschriftenverlag
Georg Heinrich Meyer
1902

E.V.

Der Herausgeber der Zeitschrift „Das Land“ hat mich aufgefordert, ihm über die Pflege der Kunst in meiner früheren Gemeinde Oberkassel bei Bonn am Rhein zu berichten. Ich komme seinem Wunsche um so lieber nach, als mir damit Gelegenheit gegeben wird, in Gedanken zu einer Periode meines Lebens zurückzukehren, welche die glücklichsten Jahre meiner Berufsarbeit umfaßt.

Ende des Jahres 1881 hatte mich die Gemeinde Oberkassel zu ihrem Pfarrer erwählt. Sie war mir und ich ihr nicht unbekannt gewesen. Seit Herbst 1879 in dem benachbarten Bonn als Hilfsprediger und später auch als Privatdozent der evangelischen Theologie an der Universität thätig, hatte ich nicht bloß bei meinen Wanderungen stromaufwärts nach dem poesiereichen Heisterbach und den herrlichen Höhen des Siebengebirges Oberkassel berührt und im Garten des Gasthofes zur Wolfsburg meinen Schoppen Wein getrunken; mein Vorgänger hatte mich auch gelegentlich um Vertretung gebeten, und ich war um so lieber seinem Wunsche gefolgt, als der Ort und die Gemeinde von Anfang an einen wunderbar anziehenden Eindruck auf mich gemacht hatten. Das Dorf liegt an den Ausläufern des Siebengebirges, deren Rebenhänge

und waldige Gipfel damals noch nicht in dem Maße wie jetzt durch die Basaltsteinbrüche und ihre widerwärtigen Schutthalden entstellt waren. Am Ufer des herrlichen Stromes stehend sah man südwärts die edlen Formen der Sieben Berge und am anderen Ufer des Rheines den Abhang mit dem Rolandsbogen, im Westen die Kuppe mit der Godesburg, im Norden die Türme und Villen des etwa eine Stunde entfernten Bonn. Die ganze Gegend zeigt einen bezaubernden Adel der Formen und bei guter Beleuchtung eine entzückende Schönheit der Farben, mag nun der helle Tag über dem strahlenden Strome mit seinem lebendigen Schiffsverkehr liegen oder der letzte Schein der sinkenden Sonne über den dunkelblauen Venusberg hinweg die Basaltwände des rechten Stromufers zum Glühen bringen oder das weiße Mondlicht Berg und Thal still mit Nebelglanz füllen. Gottfried Kinkel, der Oberkasseler Pfarrerssohn, hat in seinem Epos „Otto der Schütz" wie in manchem seiner lyrischen Gedichte den Reizen dieser Gegend ein Denkmal gesetzt.

Mehr aber noch als die schöne Lage Oberkassels zog mich die Gemeinde an. Sie gehört nicht zu den zahlreichen, neu entstandenen und schnell aufgeblühten evangelischen Diasporagemeinden zu beiden Ufern des Rheines, wie Bonn, Beuel, Godesberg, Königswinter, Honnef, um nur die nächstliegenden und bekanntesten zu nennen, die sich zum großen Teile zusammensetzen aus zugezogenen Beamten, Rentiers und dergleichen, sondern stammt wie die in Oberwinter bei Rolandseck

aus der Zeit der Reformation. Eine kleine Zahl evangelischer Bauern und Handwerker hat in Oberkassel und in dem jenseits des Berges liegenden Weiler Holzlar charaktervoll die durch ihren Glauben gegebene Eigenart Jahrhunderte hindurch bewahrt. Es hat sich dadurch bei ihnen ein lebhaftes Interesse für ihre kleine Kirche und ein Gemeinde-Selbstbewußtsein gebildet, das sich gelegentlich wohl einmal eigensinnig der Einführung von Neuerungen widersetzt, aber durchweg sehr empfänglich ist für alles, was zur Entfaltung und Förderung der Gemeinde dienen kann. Gleichgültigkeit gegen die Kirche, Geringschätzung dessen, was mit Gottesdienst und Pfarrer zusammenhängt, diese unüberwindlichen Hindernisse für Entfaltung des Lebens nach Seite des Schönen, bei so vielen alten, in unangefochtenem Glauben erstarrten Gemeinden, waren im Kern der Gemeinde Oberkassel nicht vorhanden, und die später von außen zugezogenen Personen haben daran umso weniger geändert, als sie, wenigstens damals noch, in der Minorität waren und auf dem weiten Gebiete von fünf Bürgermeistereien zerstreut lebten. Alles in allem umfaßte zu jener Zeit die Gesamtgemeinde etwa 600 Seelen, von denen etwas über die Hälfte an dem Hauptort Oberkassel lebte. Man sieht aus alle dem, daß ich für die Pflege der Kunst nicht auf große Massen von Ausführenden und Aufnehmenden rechnen konnte.

I.

Nachdem ich mich einige Zeit in die Gemeinde und meine neue Arbeit eingelebt hatte, machte ich den Versuch, meine Leute zur Pflege des mehrstimmigen Chorgesanges heranzuziehen. Es lag mir das besonders nahe, weil ich auf diesem Gebiete schon früher thätig gewesen war. Aber auch die Gemeinde selbst regte mich dazu an, und zwar durch ihren kräftigen Gesang beim Gottesdienst. Der Grund hierfür lag einerseits wohl in der musikalischen Begabung des dortigen Volksschlages und der guten musikalischen Erziehung in der Schule; dann aber auch in jenem lebhaften evangelischen Bewußtsein, das danach verlangt, sich im Gottesdienst zu bethätigen; und endlich und nicht zum wenigsten darin, daß das in der Gemeinde gebräuchliche, jetzt abgeschaffte, Gesangbuch für Jülich, Cleve, Berg und die Grafschaft Mark nicht bloß die Texte, sondern auch die Noten hatte. Eine genauere Kenntnis von deren Namen und Zeitwerten war wohl nur bei dem kleineren Teile der Gemeinde vorhanden. Aber man wußte eben doch, daß, wenn die Noten stiegen, auch die Stimme in die Höhe gehen müsse, und umgekehrt,

sowie daß, wenn die Notenköpfe offen waren, der Mund länger offen bleiben müsse, als bei den kleinen schwarzen Köpfen, zumal wenn sich an deren Stiel noch ein Flüglein befand, mit dem sie schnell dahinhuschten, wie die Schwalben auf der Dorfgasse. Es ist gar nicht zu sagen, von welcher Bedeutung es für die Pflege nicht bloß des Kirchengesanges, sondern überhaupt der Musik auf dem Lande ist, daß die Gemeindegesangbücher mit Noten versehen sind. Angesichts dieser Thatsache muß man gestehen, daß in Deutschland im Unterschied z. B. von der Schweiz noch unendlich viel zu thun ist. Fast nur der Westen und Süden — Rheinland und Westfalen, Bayern, Baden, Elsaß-Lothringen, in gewissen Grenzen auch Hessen — haben Gesangbücher mit Noten; dazu kommt seit einigen Jahren das der Musikbildung besonders bedürftige Schleswig-Holstein. Die östlichen preußischen Provinzen, sowie Mecklenburg, Hannover, Braunschweig, Oldenburg, Lippe, Anhalt, Sachsen, die thüringischen Staaten, Hessen-Kassel, die Pfalz, Württemberg haben nur die Texte in ihren Gesangbüchern, die man deshalb mit Recht spottweise „Gedichtbücher" genannt hat. Es ist eine wichtige Aufgabe, das Verlangen nach wirklichen Gesangbüchern bei unserm Volke zu wecken. Wo sie einmal eingeführt sind, weiß man gerade auf dem Lande ihren Wert zu schätzen. Vorher gilt es allerdings bei dem konservativen Sinn der Landbevölkerung, manche Vorurteile zu überwinden. Als letzthin im Elsaß unser neues Gesangbuch eingeführt wurde, erhob sich von

seiten gewisser Gemeinden der lustige Einwand, man wolle das Buch mit „dene Froschekepfle“ nicht: auch eine Symbolik der Noten! In anderen Gemeinden dagegen veranlaßte die unvorsichtige Bemerkung, Bücher mit Noten seien nur für die gebildete Stadtbevölkerung, nicht aber für die dummen Bauern, berechtigten Zorn: Was die Stadtleute lernen können, dazu sind wir lange nicht zu dumm; nun erst gerade! Und man hat mir viel hübsches davon erzählt, wie im Eifer des Notenlernens die Eltern bei den Kindern in die Schule gegangen sind, und wie einer in der Neujahrsnacht am Wirtstisch sich die Noten von einem Musikanten beibringen ließ und nun stolz auf diesen Bildungsgewinn das neue Jahr, vielleicht gar das neue Jahrhundert betrat. Nicht minder habe ich gerade hier zu Lande wieder den handgreiflichen Beweis erhalten, wie sich in ungemein kurzer Zeit Singlust und Fähigkeit gehoben, nachdem die zuerst mißtrauisch oder ärgerlich angeblickten Notenzeichen ihren Einzug gehalten hatten. — In Oberkassel lag das in der Vergangenheit, und so war mir ein guter Boden für meine Bestrebungen geschaffen, wenn man ihnen auch skeptisch hier und da ein baldiges Fiasko prophezeite.

Die Gruppe der Gemeinde, mit der ich den Anfang machte, waren die Männer. Hier war auch das Bedürfnis am stärksten, sie in den Abendstunden des Winters zu beschäftigen. Es war ein saures Stück Arbeit, ihnen einen vierstimmigen Satz beizubringen. Unterstützt wurde ich darin zunächst durch

das Lokal, in dem die Übungen stattfanden, die Schule. Hier war ein Harmonium, auf dem ich meinen Leuten das ganze Stück zu Gehör bringen und mit dem ich nachher ihren Gesang stützen konnte. Außerdem stand mir eine Wandtafel zur Verfügung, auf der ich ohne viele Umstände meinen großen Schülern die Elemente des Notenlesens beibrachte. Endlich mußte ich recht ergiebig das mir von der Natur verliehene Hilfsmittel meiner Stimme anwenden. Jede der einzelnen Chorstimmen sang ich meinen Leuten vor und erreichte damit, daß sie sich schneller, als wenn ich mich etwa der Geige bedient hätte, eine deutliche und veredelte Aussprache aneigneten: reine Vokalisation, scharfe Aussprache der Konsonanten, besonders am Anfang und am Schluß des Wortes, wurde gleich von Anfang mit unnachsichtlicher Strenge gefordert und durchgeführt, und bald hatte ich die Genugthuung, daß die Sänger an dem veredelten Klang ihrer Stimme selbst Freude bekamen und dadurch sich fortzubilden in der Lage waren. Bei der Auswahl der Stücke behielt ich zweierlei im Auge: 1. Ich gebrauchte nur solche, die meinen Sängern gänzlich unbekannt waren, also nicht die gebräuchlichen Choräle oder Volkslieder, bei denen die unteren Stimmen gar zu leicht in die bekannte Melodie kommen oder eine mehr naturalistische als korrekte sogenannte „zweite Stimme“ brummen, wie sie das in Oberkassel gewohnt waren, wenn sie sonst bei einander saßen. 2. Ich gebrauchte Stücke von lebendiger Polyphonie und frischem Tempo. Die

lang gehaltenen Töne des Chorales alten Schlages hatten zur notwendigen Folge, daß man in ein gräßliches Unreinsingen hineinkam. Außerdem ermüdeten die langen Töne und der gleichmäßige Fortschritt in Harmonie und Deklamation. Anders, wenn jede Stimme ihren eigenen Weg ging. Zuerst verblüffte das die Sänger, und es galt, die Eifersucht der einzelnen Stimmen zu entflammen, sich von den andern nicht aus dem Texte bringen zu lassen. Dann aber ging es auch wie bei Kindern, wenn sie die bekannten simpelen Kanons, wie: „O, wie wohl ist mir am Abend", oder „Erwacht, ihr Schläfer drinnen", anstimmen — es entzündete sich ein Eifer, den der Leiter des Gesanges schließlich kaum mehr zu bremsen vermochte, und bei dem man dann nur dafür Sorge tragen mußte, daß über dem fröhlichen Rivalisieren der Stimmen der unter Umständen pathetische oder gar elegische Charakter der Komposition nicht gänzlich verloren ging. Als wahre Musterstücke für ein Üben nach diesen Gesichtspunkten bewährten sich mir in Oberkassel, wie auch bei anderen Gelegenheiten, die Motetten für vierstimmigen Männerchor von Bernhard Klein.

Es war merkwürdig, wie diese Singstunden in der Gemeinde zündeten, wie viel man davon sprach, und wie gern man vor das Übungslokal kam, um diese bisher gänzlich unbekannte Leistungsfähigkeit der Brüder und Gatten anzustaunen. Bald genug wünschten die weiblichen Musikanten aus der Gemeinde, daß der Männerchor in einen gemischten

umgewandelt würde, was von den Männern mit gemäßigter Freude aufgenommen wurde; nicht etwa weil sie sich in ihrem Betragen nun nicht mehr so ungeniert gehen lassen konnten, sondern weil ihnen meine Korrekturen, die im Affekt des Augenblickes nicht immer besonders zartfühlend vorgenommen wurden, im Beisein des schwachen Geschlechtes etwas empfindlicher waren. In der That blieben auch von da an einige empfindsame Männer weg. Die anderen dagegen hatten das wohlthuende Bewußtsein, daß sie den Jungfräulein zeigen konnten, wie viel diese noch lernen müßten. Und wirklich, wenn eine von ihnen ein Musikstück, dessen Text sie vergessen hatte, einer Freundin dadurch charakterisierte, daß die Noten so „zackig" wären, so sieht man daraus, daß das Material für Sopran und Alt noch etwas bildungsbedürftig war. Mit den Frauen allein ließen sich bei dem geringen Umfang der Gemeinde die beiden Oberstimmen nicht bestreiten, so feurig eifrig auch meine Sängerinnen waren; es mußten die Kinder hinzugezogen werden, die in der Schule gut vorgebildet waren, und die sich nun nicht wenig einbildeten, daß sie mit den Erwachsenen singen und erst so spät zu Bette gehen durften. An einem solchen Verein in den Abendstunden von 8—10 teilzunehmen, bedeutet für die Dorfbewohner, die morgens früh heraus müssen und den Tag über schwere Arbeit haben, etwas anderes, als wenn sich das Stadtfräulein in seinen Oratorienverein begiebt. Ich erinnere mich daran, daß bei uns eine Frau im Alt mitsang, welche die Mutter

von acht Kindern war, die natürlich wie die Orgelpfeifen einander in der Größe folgten. Wie sie mit ihrer Arbeit im Hause fertig geworden ohne Magd, ist mir ein Rätsel; sie war aber stets präzis zur Stelle und sang mit einem Eifer und einer Lust, als ob sie eben aus einem erquickenden Nachtschlafe erwacht wäre. Als sie dann doch nach einiger Zeit die Gesangstunde aufgab, erklärte sich das Rätsel bald aus einer weiteren Vermehrung ihrer Familie, die sich dann im Laufe der Jahre noch wiederholte.

Als ganz besonders fördernd für unsere Singübungen muß ich noch bezeichnen, daß sich von ihnen auch die sogenannten „besseren Stände“ nicht ausschlossen. Bei dem oben gekennzeichneten Selbstbewußtsein der Gemeinde war von vornherein der Gegensatz der Stände in seiner vollen Schärfe nicht vorhanden. Die alten Geschlechter der Hürter, Greif, Adrian u. s. w. ließen sich, auch wenn sie nur schlichte Bauern oder Fabrikarbeiter waren, von den Großgrundbesitzern und Fabrikdirektoren nicht imponieren, denen sie bescheiden, aber sicher gegenübertraten. Allein auch von diesen darf man rühmen, daß sie in taktvoller Weise den natürlichen Adel der ehrenwerten Glieder dieser alten Familien zu berücksichtigen wußten.

Bei einer nicht auf dem Gebiete der Gesangskunst liegenden Angelegenheit trat der Unabhängigkeitssinn der Gemeinde einmal in sehr markanter Weise zu Tage, und ich darf dieses hübsche Ereignis hier vielleicht einschalten: Es lebte zu meiner Zeit in

Oberkassel der jetzige Regent von Lippe-Detmold, Graf Ernst zur Lippe-Biesterfeld, ein Mann, dessen echte Frömmigkeit und Güte, dessen wahren Geistesadel ich unzählig oft auf das wohlthuendste erfahren habe, und der sich vielfältig um die dortige Gemeinde verdient gemacht hat. Auch seine Frau beteiligte sich eifrig und freudig an der Armenpflege und anderen humanen Werken. Nun stellte sich bei der über fünf Bürgermeistereien zerstreuten Gemeinde das Bedürfnis heraus, den kirchlichen Diakonen (Armenpflegern) durch einen Frauenverein zu Hilfe zu kommen. Man beschloß, die Gemeinde in acht Distrikte zu teilen, von denen jeder einer Frau zugewiesen wurde, welche die bedürftigen Familien, die Kranken und Wöchnerinnen im Auge zu behalten, von den wohlhabenderen Familien regelmäßige Monatsbeiträge in Geld, Viktualien oder Handarbeit entgegenzunehmen und darüber in monatlichen, zugleich mit den Diakonen zu haltenden Sitzungen Rechenschaft abzulegen hatte. Auch die Frau Gräfin war gern bereit, diesem Verein beizutreten, hielt es aber für selbstverständlich, daß sie — wie es in den Patronatsgemeinden der östlichen Provinzen nur natürlich gewesen — den Vorsitz und die Leitung dieses Vereines in die Hand bekommen würde. Entrüstet wiesen dieses Ansinnen die anderen Frauen ab, und man hörte ziemlich demokratische Äußerungen: die Frau Gräfin sollte nicht meinen, daß sie Königin von Oberkassel sei u. s. w. Mir fiel die nicht angenehme Aufgabe zu, diesen Thatbestand der gräflichen Familie

zur Kenntnis zu bringen. In jugendlichem Eifer und entzückt von dem Unabhängigkeitssinn dieser rheinischen Frauen, auf die mir eigens das bekannte Lied des Bonner Simrock gedichtet zu sein schien:

„Siehst die Männer so frank und die Mädchen so frei,
als wär es ein adlig Geschlecht",

habe ich bei meiner Sendung wohl sehr wenig Diplomatie bewiesen und die Mahnung eines befreundeten Nachbar-Pfarrers: Suaviter in modo, fortiter in re! gewiß sehr nötig gehabt. Es kam zu einer ziemlich erregten Auseinandersetzung zwischen dem Grafen und mir; aber ein mir folgender Brief, von der nobelsten Gesinnung diktiert, glich in einer für mich beschämenden Weise die Differenz aus und hatte zur Folge, daß die Frau Gräfin einfach in die Reihe der anderen Frauen eintrat und mit ihnen und den beiden Diakonen — der eine war Arbeiter in der Zementfabrik, der andere ein einfacher Ackersmann — unter meinem Vorsitz die monatlichen Sitzungen abhielt und sich von dem Kollegium die von ihr erbetenen Geldmittel bewilligen ließ. Ich traue es der hohen Frau zu, daß sie, obwohl ihr damals die Situation begreiflicherweise nicht ganz bequem war, gelegentlich gern einmal an jene Zeit zurückdenkt, wo sie mit ganz einfachen Frauen zusammenarbeitete, deren natürliches Unabhängigkeitsgefühl es nicht zugeben wollte, daß die Gräfin in diesen Angelegenheiten der religiösen Gemeinschaft eine höhere Stellung einnehmen dürfte, als sie, deren schwielige Hände über ihre gesellschaftliche Stellung genaue Auskunft gaben.

Ich kehre zu unseren Gesangübungen zurück. An ihnen beteiligte sich allerdings aus dem gräflichen Hause höchstens der Hauslehrer. Aber sonst genierten sich auch die Honoratioren nicht, mit den einfachen Leuten auf einer Bank zu sitzen: neben dem Fabrikarbeiter saß der Fabrikdirektor, dessen wohlklingender Bariton bei späteren großen Aufführungen in Solopartieen vortreffliche Verwendung fand. Unter den Mädchen aber in ihren schlichten Anzügen sah man die Damen benachbarter Gutsbesitzer, die in glänzender Equipage vorfuhren, und die Töchter der höheren Beamten an den verschiedenen Fabriken. Später, als man in Bonn unseren musikalischen Bestrebungen Aufmerksamkeit schenkte, kamen auch von dort Musikfreunde herüber. Alle diese Elemente trugen natürlich wesentlich dazu bei, die Sicherheit des Chores zu heben und seinen Klang zu veredeln. Daneben war der Gewinn in sozialer Beziehung nicht hoch genug anzuschlagen.

Wie der Chor aus der Gemeinde hervorgegangen war, so verstand es sich von selbst, daß er sich nicht in irgend welchen Konzertaufführungen, die gerade in kleinen dörflichen Verhältnissen so oft den Keim baldiger Auflösung des Vereines in sich tragen, sondern im Gottesdienst öffentlich werde hören lassen. Es geschah das zum erstenmal in einer liturgischen Andacht am Nachmittag des zweiten Ostertages. Das schöne Wetter hatte manche Besucher aus Bonn, Beuel, Godesberg und Königswinter herübergelockt. Die Kirche war, so gut es ging, geschmückt. Der

Chor saß um den Altar, von dem aus ich bald, zur Gemeinde gewendet, passende Bibelabschnitte las, bald, zum Chor gewendet, diesen leitete. Es hatte sorgfältiger Übung bedurft, ehe meine Sänger einem Taktieren meinerseits folgen lernten, bei dem ich die Hand so wenig bewegte, daß die Gemeinde überhaupt nicht sehen konnte, daß ich taktierte. Es gelang alles über Erwarten gut; Chor- und Gemeindegesang wechselten in erfrischender Weise mit einander ab, und man sah auf den Gesichtern der Alten in der Gemeinde den freudigen Stolz leuchten, daß in ihren kleinen Verhältnissen etwas zuwege gebracht wurde, dessen sich manche größere Gemeinden nicht zu rühmen vermochten. Die beim Ausgang erhobene Kollekte war so reichlich, daß wir für längere Zeit die Unkosten unserer Unternehmung decken konnten. Auf dem betretenen Wege ging es fröhlich weiter: Zu Pfingsten gab es eine zweite, musikalisch noch reicher ausgestattete liturgische Andacht; desgleichen zu Totenfest und Weihnachten. Dann aber wagte man einen großen Schritt vorwärts, über den es sich wohl lohnt, etwas eingehender zu berichten.

Es waren damals nur kleine, speziell musikalisch interessierte Kreise, die etwas mehr als den Namen von dem größten deutschen Musiker des 18. Jahrhunderts wußten, von Heinrich Schütz. Durch den Gründer des Riedel-Vereins in Leipzig waren auch Fragmente von Schützschen Passionen bekannt geworden, die Riedel zu einem Potpourri zusammengestellt hatte, um sie dem Geschmack der Gegenwart

annehmbar zu machen. Von seiten derer, die Schütz genau kannten — ich nenne nur die berühmten Namen des Leipziger Thomaskantors Moritz Hauptmann und des Händelbiographen Friedrich Chrysander — war jenes Riedelsche Machwerk als ein Unfug bezeichnet worden, den auch der Hinweis auf die gute Absicht seines Urhebers nicht rechtfertigen konnte. Als Ostern 1880 Arnold Mendelssohn — jetzt Kirchenmusikmeister und Professor in Darmstadt — als Organist und Chordirigent an die evangelische Gemeinde in Bonn kam und als sich zwischen uns eine innige, bis auf diesen Tag treu bewährte Freundschaft bildete, beschlossen wir, die reifste der Schützschen Passionen, die nach Matthäus, in ihrer Originalgestalt wieder zum Leben zu erwecken. Mendelssohn fügte der unbegleiteten Musik eine einfache, stilgemäße Orgelbegleitung hinzu, und so kam das Werk in der Passionszeit 1881 in der neuen Kirche zu Bonn zum erstenmal wieder zur Aufführung. Der Eindruck war bei allem Befremdlichen, was diese Musik für die Leute der Gegenwart haben mußte, ein tiefer, und es ist seitdem dieses Werk, das dann in der Mendelssohnschen Bearbeitung im Verlage von Breitkopf & Härtel in Leipzig erschienen ist, geradezu populär geworden.

Es kam mir nun der Gedanke, diese Passion von unsern Dorfbewohnern aufführen zu lassen. Die turmhohen Bedenken, die anderen bei Aussprache dieses Planes aufstiegen, teilte ich nicht. Ein Gönner der Gemeinde schenkte unserm Kirchlein das Geld zu

einer neuen Orgel; und der Orgelbauer Walcker aus Ludwigsburg stellte uns ein Werkchen hin von zwei Manualen und selbständigem Pedal, mit dem man die Begleitung großer Werke vorzüglich ausführen konnte. Für die Orgelbegleitung war stets A. Mendelssohn zu haben und nachher mein Nachfolger in Bonn, J. Smend, der auch als Liturg und in tausend anderen Stücken mein Helfer war, ohne den ich vieles überhaupt nicht hätte zustande bringen können. Die große Partie des Evangelisten hatte ich selbst bei der ersten Aufführung in Bonn gesungen, die des Christus lag vortrefflich für unsern Fabrikdirektor. Für den bombastisch redenden Kaiphas, wie für den sanguinischen Petrus, für Pilatus und sein Weib, für Judas und die falschen Zeugen, für die Mägde im Hause des Hohenpriesters hatte ich Personen im Auge, deren gesangliche Leistungen wohl beanstandet werden konnten, die aber an naturalistischer Wahrheit nichts zu wünschen übrig ließen. Und damit komme ich auf den Punkt, der mir den Gedanken eingab, die Schützschen Passionen seien ganz besonders für unsere Landbevölkerung geeignet: Ein jeder, der die Matthäus-Passion von Bach mit der von Schütz vergleicht, muß den tiefgehenden Unterschied der beiden Werke erkennen. Dieser liegt aber nicht bloß im Formalen, speziell in der Wahl der Mittel: bei Bach gewaltige Doppelchöre, schwierige Arien, komplizierte Ensemblestücke, dazu die Begleitung von Orgel und Orchester — bei Schütz nur vierstimmige Chöre, keine ausgedehnten lyrischen Solostücke, sondern nur der

ariose Gesang des Textes des Evangeliums. Vor allem unterscheidet sich Schütz, der Dramatiker, durch seine realistische Auffassung des Stoffes im Gegensatz zu Bach, der nie aus den Augen verliert, daß er für den Kultus schreibt, und selbst in den bewegtesten Szenen die Stimmung der feiernden Gemeinde festhält. Gerade dieser Unterschied in dem Grundcharakter der beiden Werke macht das Schützsche für das Land geeignet und für einen Chor, dessen Oberstimmen zum Teil durch herbe, schmetternde Knabenstimmen besetzt sind, die gerade in der Tonlage, in welcher der Diskant bei Schütz liegt, eine Kraft entfalten können, welche die Frauenstimme nie zu Wege bringt. Von solchen Gedanken bewegt, begab ich mich getrost an die Arbeit.

Der Erfolg rechtfertigte, nein, übertraf meine Erwartungen. Zuerst freilich waren die lebendigen, zackigen Rhythmen der kurzen, leidenschaftlichen Chöre meinen Leuten so fremdartig, wie die Zeichnung eines Dürer dem Auge, das sich an die Linienführung eines Hofmann oder Plockhorst gewöhnt hat. Aber bald begriffen sie, daß hier eine Kunst walte, die das wirkliche Leben abbilde. Und nun gerieten sie in eine förmliche Wut, sodaß das „Weissage uns, Christe, wer ist es, der dich schlug", und das „Barrabam" dem Hörer einen Schrecken einjagen konnte. In den Rahmen der so aufgefaßten Chöre fügten sich dann auch die Solisten ein, die so mit ihrer Rolle verwuchsen, daß sie auch außerhalb der Gesangesstunde ihre nicht immer ehrenvollen Namen behielten, und

daß es auch gelegentlich Verdruß gab, wenn einem auf der Straße „Judas“ nachgerufen wurde, oder wenn mit bedeutungsvollem Lächeln bemerkt wurde: „Da geht Kaiphas hin.“ Die Aufführung brachte eine riesige Zuhörerschaft zusammen, die in dem kleinen Kirchlein nicht Platz fand, obwohl man in den Gängen gedrängt Kopf an Kopf stand und selbst die Kanzel und ihre Treppe besetzt hatte. Die Aufführung verlief ohne bemerkbare Entgleisung, und wenn auch die erstaunten Freunde aus Bonn zu viel Aufhebens von der Sache machten, indem sie von einem zweiten Oberammergau sprachen, so war doch unser Erfolg für die Gemeinde nicht gering anzuschlagen, die in dieser Passionszeit im Leiden Jesu gelebt hatte, wie nie zuvor. Außerdem aber war der Beweis für eine Thatsache erbracht, deren Möglichkeit man damals ernstlich bezweifelte, die sich aber seither unzähligemal wiederholt hat, daß nämlich Werke dieser Art für das ländliche Können und Verstehen besonders geeignet sind.

Ich habe oft genug erlebt, daß Musiker von Beruf und städtische Gesangvereine den Passionen von Schütz mit einem Mangel an Verständnis gegenübergestanden sind, der an das Bild von der Kuh und dem neuen Thore erinnerte, während diese Werke in kleinen Landgemeinden wieder zu vollsaftigem Leben gebracht wurden. Im Rheinland hat sich bis auf den heutigen Tag die Gemeinde Seelscheid bei Siegburg in staunenswerter Weise in diese Musik eingelebt, dank der Bemühungen ihres früheren Pfarrers und meines jetzigen lieben Kollegen Professor Dr. Julius Smend,

der das Glück gehabt hat, in seinem Nachfolger, Pfarrer Kaz, einen Mann zu finden, der willens und imstande war, das von ihm Gepflanzte weiter zu pflegen und in Blüte zu erhalten. Aber auch in meiner jetzigen Heimat haben nicht bloß große Stadtgemeinden wie Straßburg und Kolmar, sondern auch Dörfer und Landstädtchen wie Barr, Bischweiler, Buchsweiler, Ernolsheim, Diedendorf, Diedenhofen, Gebweiler, Neudorf, Schlettstadt rc. die Schützschen Passionen in oft überraschender Vortrefflichkeit zur Aufführung gebracht — von anderen Gegenden Deutschlands und der Schweiz nicht zu reden. Die Oberkasseler haben jedenfalls die Ehre, den Anfang gemacht und das Eis gebrochen zu haben.

Daß man bei diesem Anfang nicht stehen bleiben dürfe, verstand sich von selbst. Als deshalb Weihnachten mit seinen Gesangfeiern vorbei war, begaben wir uns an das Einstudieren der Johannespassion von Schütz, die ebenfalls von A. Mendelssohn bearbeitet war und später bei Breitkopf & Härtel in Leipzig erschienen ist. Die dramatische Spannung ist hier, dem Texte entsprechend, eine geringere als in der Matthäuspassion, die Chöre sind gedehnter und melodiöser. Nach den Erfahrungen des vorigen Jahres war dieses Mal nichts zu riskieren, und so konnte das schöne Werk schon zu Beginn der Passionszeit aufgeführt werden. Nun war man aber betrübt, daß die folgenden Wochen leer ausgehen sollten, und so griff ich noch einmal zur Matthäus-Passion, um zu sehen, wie viel wohl im Gedächtnis geblieben

wäre. Zu meinem größten Erstaunen sah ich gleich bei der ersten Übung, daß fast noch alles saß, und so konnte ich wenige Wochen hintereinander zwei Passionen zur Aufführung bringen. Das wäre bei unsern Durchschnitts-Kirchenchören in den Städten nicht möglich gewesen. Die Zeit und Mühe, welche mich das Einstudieren gekostet hatte, bezahlte sich mehr als genug durch die Sicherheit, mit der es im Gedächtnis haftete. Ich glaube fast, wenn ich jetzt nach so vielen Jahren meinen alten Chor wieder beieinander hätte, es würde noch vieles festsitzen oder doch nach kurzer Anfrischung wieder zu Tage treten.

Nachdem meine Leute einmal in Schuß waren, machte es ihnen keine Mühe, weiterzukommen. Auch Gesänge mit lateinischem Texte bewältigten sie gut und hatten gelegentlich besondere Freude daran. Den Cantus firmus aus dem Magnifikat von Durante habe ich oft genug auf der Gasse pfeifen hören. Auch kompliziertere Gesänge als die Chöre aus den Schützschen Passionen wurden gewagt; eines der Lieblingsstücke des Chores wurde der achtstimmige 98ste Psalm von Schütz, dessen fröhlicher Realismus die Leute höchlich ergötzte, und dessen Klänge im Jahre 1883 beim Jubiläum unserer Kirche die allgemeine Freudenstimmung schön zum Ausdruck brachten. In demselben Jahre sangen wir bei Gelegenheit des Lutherjubiläums die Chöre aus der von mir veröffentlichten liturgischen Feier. Ganz besondere Leistungen aber wurden im Jahre 1885 geboten. Hier galt es,

die drei großen Musiker zu feiern, die ihresgleichen auf dem Gebiete der geistlichen und gottesdienstlichen Musik der evangelischen Kirche nicht haben: Schütz, der 1585, Händel und Bach, die 1685 geboren wurden. Das gab jedesmal ein vollständiges kleines Gesangsfest, bei dem auch Instrumentalmusik, wenngleich in bescheidenen Grenzen, zugezogen wurde. Zuerst fand eine Feier in dem geschmackvoll dekorierten Saale des Gasthofs zur Wolfsburg statt. Im Hintergrunde stand die Büste des Gefeierten von Lorbeerbäumen umgeben. Davor saß der Chor und das Orchester. Von einem Pulte hielt ich die von Instrumental- und Gesangstücken eingerahmte Festrede. Alle drei Reden habe ich später zur Erinnerung an diese wirklich feierlichen Stunden dem Drucke übergeben. Nach einer Pause fand dann die Hauptaufführung in der Kirche statt. Während wir Schütz zu Ehren mehrere kleinere Werke von ihm aufführten, wurde Bach durch die Darbietung seiner Kantate: „Ich hatte viel Bekümmernis“, und Händel gar durch die des „Messias“ gefeiert. Die Begleitung mußte schon des Platzmangels wegen bloß mit der Orgel ausgeführt werden, und bei dem Messias fielen begreiflicherweise einige Chöre und Arien fort, aber nichts wesentliches, so daß wir uns mit Fug und Recht rühmen konnten, das monumentale Werk ganz mit unseren ländlichen Mitteln der Gemeinde und einer großen Schar auswärtiger Freunde und Gönner dargeboten zu haben. Schwieriger war natürlich die äußerlich nicht so imponierende Bachsche Kantate

wegen ihrer Chromatik und der für Bauernkehlen bedenklich bewegten Figuration, und ich glaube sagen zu müssen, daß meine Leute über diese Grenze nicht hinausgekommen sind. Ob es mir möglich gewesen wäre, noch ein höheres Ziel zu erreichen, wenn ich länger auf dem Posten geblieben wäre, kann ich nicht sagen. Die Erfahrungen, die ich gemacht, waren allerdings derart, daß ich dem Lerneifer und der Fähigkeit meiner Leute viel zutrauen durfte. Als ich im Herbst 1887 von Oberkassel Abschied nahm, um nach Straßburg überzusiedeln, sang mir mein Chor das Lied meines seligen Vaters „Was macht ihr, daß ihr weinet" in einer Komposition von Arnold Mendelssohn, welche die harmonischen Schwierigkeiten nicht vermied, die der modernen Musik eigen sind, und ich mußte mir sagen: auch das haben die Wackeren geleistet — oder machte die Wehmut jener Stunde mein Urteil nachsichtiger, als es bei den Übungsstunden gewesen war?

II.

Vom Jahre des Lutherjubiläums 1883 datiert für die evangelischen Gemeinden in Stadt und Land eine künstlerische Bewegung, die bis zur Stunde im Wachsen geblieben ist, die des kirchlichen Volksschauspieles. Bis dahin war es hauptsächlich die katholische Kirche, welche in ihren Passions- und Weihnachtsspielen die dramatische Kunst pflegte, davon zu geschweigen, daß sie in ihren Gesellenvereinen das Schauspiel als ein Mittel der Geselligkeit gehörig ausnutzte, während man in den evangelischen Jünglingsvereinen in allzu großer Ängstlichkeit von diesem „weltlichen" Treiben absah. Das Jahr 1883 brachte darin eine Änderung. Das Bild des großen Reformators wollte man den Gemeinden nicht bloß in Rede und Lied, sondern in handgreiflicher Lebendigkeit auf der Schaubühne darbieten. Und da sich gleich die Dichter fanden, welche diesen Wunsch der Ausführung entgegenführten, so ging es hier wie so oft im Leben: Zuerst Bedenklichkeiten aller Art, dann frische Ausführung des Planes und damit Beseitigung aller abstrakten Fragen durch den lebendigen Thatbeweis! Es ist besonders Hans Herrig zu danken, daß er mit frischem Griff ins Volksleben, mit Be-

nutzung wichtiger Eigentümlichkeiten des alten Volksschauspieles und mit starker Anwendung der gottesdienstlichen Gesänge ein Lutherspiel geschaffen hat, das unser Volk gleich von Anfang heimisch und traut anmutete und auch von dem schlichtesten Mann gut verstanden werden konnte, während sich E. Devients Luther, trotz großer Schönheiten, ja Vorzüge vor Herrig, mehr auf der Linie des klassischen Dramas hielt. Am Rhein zu Worms zuerst aufgeführt, wanderte Herrigs Luther bald stromabwärts. Irre ich nicht, so hatte man zuerst in Siegen den Mut, das Schauspiel in und mit der Gemeinde zur Darstellung zu bringen. Der Ruf von dem dort erzielten großen Erfolge ließ die Bonner nicht lange ruhen, zumal da man dort in den Studenten vortreffliche Darsteller für die Hauptrollen hatte. Zu den Aufführungen gingen viele Oberkasseler hinüber, ja, irre ich nicht, so war die Darstellerin der Käthe selbst eine Oberkasselerin. Die Anregung für diese Art der Kunst fiel auf guten Boden. Aber freilich an eine Wiederholung des Luther bei uns war bei den kleinen Verhältnissen nicht zu denken; man hätte es denn so machen müssen, wie es die Seelscheider mit großem Erfolge gethan: Sie luden, von ihrem unermüdlichen Pfarrer Smend angeregt, die ganze Gesellschaft der Lutherspieler zu sich ein und führten im Chore ihrer Kirche ohne weiteres das ganze Werk auf unter gewaltigem Zulauf von allen Seiten und mit durchschlagendem Erfolge. Ich mußte das mir vorschwebende Ziel auf anderem Wege zu erreichen suchen.

Unser vortrefflicher Lehrer war seit langem beflissen, seine Schüler zu kleinen Aufführungen für die Weihnachtsfeier und den Geburtstag des Kaisers einzuüben. Obwohl diese Feiern ganz stereotypen Charakter hatten, wurden sie doch von den Kindern immer wieder mit Lust ausgeführt und, was wohl noch auffallender war, von den Alten immer wieder mit Vergnügen angehört. Hieran konnte ich anknüpfen, um in einer mehr künstlerischen Form die einzelnen Teile der Heilsgeschichte in der Gemeinde zu lebendiger dramatischer Darstellung zu bringen. Daß ich dabei nicht zunächst nach dem beliebten Stoff der Weihnachtsgeschichte griff, war damit gegeben, daß unser Lehrer diesen Posten bereits besetzt hatte und es von mir sehr verkehrt gewesen wäre, hätte ich ihm in seinem verdienstvollen Arbeiten Konkurrenz machen wollen. Da wir nun außerdem für die Passionszeit die Aufführung der Schützschen Passionen besaßen, so bot sich von selbst das Osterereignis zur Darstellung an. Das von mir zu diesem Zwecke verfaßte und später veröffentlichte Osterspiel (Drei kirchliche Festspiele für Weihnachten, Ostern und Pfingsten von Fr. Spitta. 2. Auflage, Straßburg, Heitz & Mündel) zeigt deutlich die Anregungen und Einflüsse, unter denen es entstanden ist. Da das Stück zur Aufführung in der Kirche bestimmt war, so verbot sich von selbst jede Dekoration. Als notwendigen Ersatz dafür ließ ich nach Vorbild des „Ehrenhold" bei Herrig einen Erzähler auftreten, der vor einem jeden Auftritte kurz und bündig ankündigte,

was zu erwarten sei. Da für die Darsteller zunächst an ältere Kinder (Konfirmanden) gedacht war, so blieb natürlich auch jedes Kostüm ausgeschlossen. An den Seiten des Chores sitzend, traten die Kinder bei jeder Szene vor den mit Frühlingsblumen geschmückten Altar, dem sich im vierten Auftritte die Jünger zuwenden als der Erscheinung des Auferstandenen, der selbstverständlich nicht mit unter den handelnden Personen auftrat, und im dritten Auftritt als dem offenen Grabe, aus dem ihnen Engelgesang entgegentönt. Hinter den Altar wurden in verdeckter Aufstellung die Sänger postiert, welche die beiden Lieder der Engel auszuführen hatten. Knüpfte alles dieses mehr oder weniger an das Herrigsche Vorbild an, so die weitere Gestaltung der Dichtung an die Pflege der kirchlichen Tonkunst in der Gemeinde. Dank der gründlichen Kenntnis der Kirchenmelodieen und dem durch den Kirchenchor geweckten Verständnis für deren musikalische Eigenart glaubte ich es wagen zu können, durch die Wahl je eines eigentümlichen kirchlichen Versmaßes jedem einzelnen Auftritte ein besonderes Stimmungskolorit zu verleihen, das sofort denjenigen fühlbar werden sollte, die sich durch den Bau der Verse an die dazu gehörige Melodie erinnern ließen, die dann zum Schluß jedesmal selbst ertönt und so die Stimmung des ganzen Abschnittes klar heraustreten läßt. Dem ersten Aufzuge legte ich das Versmaß der milden Passionsmelodie „Jesu, meines Lebens Leben“ zu Grunde und suchte dadurch die Mischung von Trauer und Hoffnung zum Ausdruck zu bringen,

welche die Einleitung charakterisiert: die Weiber klagen um den Tod Jesu, Petrus verdammt sich selbst wegen seiner Treulosigkeit, wird aber von Johannes durch den Hinweis auf Jesu unendliche Liebe getröstet, woraus ihm und der Magdalena ein Ahnen des Ostersieges Jesu aufdämmert, während Philippus und Thomas wehmütig auf den Trost solcher Schwärmerei verzichten. — Die herbe dorische Weise „Erschienen ist der herrlich Tag" verwandte ich zur Darstellung der Szene am frischen Ostermorgen, wo die Sonne des Lebens langsam hindurchbricht durch die Nebel der Bosheit und des Zweifels: Am Kohlenfeuer im Hofe des Hohenpriesters stehen Knecht und Magd, dieselben, die bei der Verleugnung des Petrus zugegen gewesen, und spotten über das Geschick Jesu, bis die Botschaft der Grabeshüter seine Feinde in Verwirrung und Schrecken setzt, während Nikodemus mit prophetischem Blicke den von der ganzen Welt gefeierten Ostertriumph Jesu voraussieht. — Die zarte, weibliche Weise des Liedes „Jesus, meine Zuversicht", das die Tradition mit der Kurfürstin Luise Henriette von Brandenburg zusammengebracht hat, wählte ich für den dritten Auftritt, wo die Weiber zum Grabe kommen, um Jesu Leichnam zu salben. Engelsgesang — natürlich in der Melodie des den ganzen Akt beherrschenden Liedes — verkündet ihnen die Auferstehung des Herrn; sie aber eilen davon und suchen den Meister, ohne ihn zu finden. — Den Jubelklang der Melodie „O, daß ich tausend Zungen hätte", ließ ich den letzten Auftritt beherrschen, wo

eine Freudenbotschaft die andere drängt und schließlich der Herr selbst der treuen Jüngergemeinde erscheint. Zu Eingang und Schluß ließ ich den Leiter des Ganzen (Pfarrer oder Lehrer) ein kurzes Wort sprechen, das in einem fünften Versmaße, dem des Liedes „O Tod, wo ist dein Stachel nun", bezw. „Wach auf, mein Herz, die Nacht ist hin" abgefaßt ist und so das Ganze einrahmt. Prüfe ich jetzt, vierzehn Jahre nach Abfassung meines Spieles, meine Dichtung, so kann ich mir wohl gestehen, daß mir nie etwas so tief aus dem Herzen gequollen ist als diese einfachen Verse. Aber die Eigenart des Ganzen ist so vorwiegend musikalisch, daß der beabsichtigte Erfolg doch wohl nur dann erreicht werden kann, wenn nichts darin gesprochen, sondern wenn alles gesungen würde und die Tonkunst die Klänge der fünf Melodieen mit zwingenderer Gewalt dem Hörer nahe brächte, als es durch die bloße Erinnerung geschehen kann, zumal diese durch die Wahl eines bestimmten Versmaßes nur in Ausnahmefällen sicher erweckt wird. Die Mittel, welche ein moderner Komponist zur Ausführung dieser Aufgabe verwenden müßte, würden allerdings dem Spiel wohl eine Gestalt geben, die eine Aufführung in kleinen ländlichen Gemeinden ausschlösse. Wir führten, ohne eine Empfindung zu haben von der eigentümlichen Zwittergestalt des Stückes, das Spiel vor versammelter Gemeinde mit inniger Freude auf. Es lag über dem Ganzen eine tiefe Frühlingsseligkeit ausgebreitet, und ich habe mir berichten lassen, daß auch bei späteren Auf-

führungen an anderen Orten der Eindruck ein ähnlicher gewesen sei.

Nach der Aufführung zog die ganze, mit Blumen geschmückte Kinderschar mit ihren Fahnen in den großen Pfarrgarten, und die Erwachsenen folgten ihnen. Während jene Lieder sangen, versteckten diese Hunderte von bunten Eiern, die unter großem Jubel gesucht und dann gleichmäßig verteilt wurden. Schon im Jahre vorher hatte ich am Nachmittag des Ostertages Eier versteckt und damit die Kinder und ihre Eltern erfreut. Nur hätten wir gern noch mehr Kindern das Vergnügen bereitet, und da das doch eine etwas zu große Besteuerung des Pfarrherrn bedeutet hätte, so bat ich in diesem Jahre von der Kanzel, daß man mir aus der Gemeinde Eier schicken wolle; ich würde dann das Färben gern besorgen. Es hat mich wahrhaft gerührt, wie man diesem meinen Wunsche nachkam, kein Haus wollte fehlen; und nun war es ja nicht mehr bloß der Pfarrer, der den Kindern das Vergnügen machte, sondern die ganze Gemeinde selbst. Ach ja, es war schön, als wir unter den knospenden und blühenden Bäumen mit einander unsere Frühlingslieder sangen und es so recht im tiefsten Herzen empfanden, daß jetzt die seligen vierzig Tage, die Halleluja-Wochen, ins Land gekommen seien.

Noch waren sie nicht zu Ende, da rüstete man sich bereits auf ein zweites Festspiel zu Pfingsten. Dieses Mal aber sollte es kein bloßes Kinderspiel sein; auch die Erwachsenen wollten sich daran be-

teiligen. Das bedingte aber eine räumliche Entfaltung, wie sie in unserem kleinen Kirchlein unmöglich gewesen wäre. So tauchte denn der Gedanke auf, in den Wald zu ziehen, wie es sich für das Fest der Maien schickt, und ich hielt diesen Plan um so lieber fest, als ich längst den Wunsch hatte, die religiösen Feiern in engere Beziehung zu der Natur zu bringen, als es bisher der Fall war, wenn man zu Weihnachten Tannenbäume in die Kirche stellte, zu Ostern den Altar mit Frühlingsblumen zierte, zu Pfingsten durch die ganze Kirche hin frische Maien (Birken) stellte und am Erntefest Garben und andere Früchte als sinnbildliches Dankopfer aufbauete. Nach einigem Suchen fand sich auch ein passender, mehr als das, ein ideal schöner Platz. An dem nordöstlichen Abhange des Bergzuges, der sich zwischen Oberkassel und dem zuvor erwähnten Weiler Holzlar hinzieht, lag, der Siegniederung zugekehrt, ein freier gartenartiger Platz, der zu einer verlassenen Fabrikanlage gehörte. Auf der Höhe begrenzte ihn der Wald, vor dem eine üppige Blutbuche malerisch aufragte. Der Blick schweifte von dieser Höhe in ein weites Land: Rechts die von bläulichem Dufte umwobenen Niederungen der Sieg mit dem dahinter emporsteigenden Gebirge. Auf kühn aus der Thalsohle aufstrebendem Bergkegel sah man die alte Abtei Siegburg; links davon, mehr im Vordergrunde, die stattlichen Bauten des Klosters Vilich und des durch seine wunderthätige Quelle berühmten Pützchen; am Horizonte aber zeigten sich deutlich die Türme des

Kölner Domes. Diese Szene eignete sich ganz vortrefflich zur Darstellung der Gedanken, die ich unserer Gemeinde beim Pfingstfeste gern recht lebendig und eindrücklich gemacht hätte. Die biblische Pfingstgeschichte hätte sich ohne starke poetische Freiheiten zu einer dramatischen Darstellung kaum geeignet. So versuchte ich denn das Wirken des göttlichen Geistes in der Geschichte der Menschheit zur Darstellung zu bringen. Zuerst ziehen die Vertreter des alten germanischen Heidentums und seiner Naturreligion auf den Plan und klagen über die Verwüstung der alten heiligen Waldstätten durch die Vertreter des Christengottes, die überall ihre Kirchen und Klöster hingepflanzt. Dann erscheinen die Vertreter des mittelalterlichen Katholizismus, um in Wechselrede mit jenen ihr gutes Recht und den durch sie erzielten Kulturfortschritt zu betonen. Ihren Ansprüchen gegenüber aber erheben, mit den Freiheitsgedanken der heidnischen Ahnen sympathisierend, protestantische Bauern aus Oberkassel und Holzlar ihre Stimme, um das Recht der protestantischen Gemeinde zu betonen. Man sieht sofort, wie bei dieser Anlage auch durch Kostüme leicht eine hübsche Wirkung erzielt werden konnte. Die alten Deutschen in Tierfelle und grobes Leinentuch gekleidet, Ritter und Edelfrau, Mönch und Pilgrim in ihren malerischen Trachten, die protestantischen Bauern und Bäuerinnen in blauem Kittel und bunten Tüchern, das gab ein hübsches Bild. Die Beschaffung der Kostüme machte wenig Kopfzerbrechen in einem Lande, das jährlich

zur Zeit des Karnevals sich zu bunten Festzügen rüstet. — Waren nun bei dem Spiele vor allem die Erwachsenen beschäftigt, so hatte ich doch auch dafür Sorge getragen, daß die Kinder nicht zu kurz kämen; ja, sie schufen gleichsam erst den Rahmen für das Ganze. In buntem Zuge, mit Fahnen und Kränzen geschmückt, zogen sie, das pfingstliche „O du fröhliche" singend, auf den Festplatz, wo sie sich zu einem den Zuschauern zugekehrten Halbkreise ordneten. Dann trat ein Knabe und ein Mädchen aus ihrer Mitte hervor und begrüßten die Leute mit frohem Wort: wie sie sich hier im Walde, der in der vollen Pracht des jungen Frühlings stehe, versammelt hätten, um das Pfingstfest zu feiern, und forderten sie auf, mit ihnen das Lied „O heilger Geist kehr bei uns ein" anzustimmen. Bei den Klängen dieses Liedes kamen dann langsam aus dem Walde die alten Germanen hervor, die Kinder aber traten von dem Hintergrund der Bühne fort, um diese für die Schauspieler frei zu lassen, und stellten sich zu beiden Seiten auf, wo sie nun nach Art des antiken Chores den ganzen Verlauf des Spieles mit ihren Bemerkungen in Frage und Antwort begleiteten und so auch dem Zuschauer den Sinn des Ganzen verständlicher machten. Wo aber die Oberkasseler und Holzlarer Protestanten ihr evangelisches Bekenntnis ablegen, da griffen die Kinder gern dazu mit in die Handlung ein, indem sie unter Schwenken der Fahnen und Kränze ausriefen:

Hoch leben unsre treuen Alten,
die Geistesfreiheit uns erhalten.

Sind's auch nur Bauern schlecht und recht,
sie sind ein adelig Geschlecht!

Das war auch die Partie, wo die Zuschauer am meisten in Bewegung gerieten, und die Worte, die in diesem Zusammenhang über Oberkassel und das evangelische Kirchlein laut wurden, prägten sich dem Gedächtnis vieler ein und wurden mir später gelegentlich wiederholt. Das Ganze schloß dann ab mit einem Epilog des Pfarrers, der der Gemeinde die Bedeutung des Aufgeführten noch einmal in kurzen Worten einschärft und sie zum Gesang des aus der mittelalterlichen Kirche in den Protestantismus übergegangenen Liedes: „Nun bitten wir den heiligen Geist", auffordert. Dieser irenische Schluß entsprach nicht nur der Tendenz des Stückes überhaupt, sondern eignete sich besonders für eine Feier im Freien, an der natürlich mehr noch als bei den Aufführungen in der Kirche Angehörige der katholischen Gemeinden sich beteiligten.

Irgend welchen Mißklang ließ die schöne Feier, die auch von gutem Wetter begünstigt war, nicht zurück. Nur mir selbst war das Herz schwer, da sich vor wenigen Tagen entschieden hatte, daß ich im Herbst nach Straßburg übersiedeln sollte. Es galt also, sich loszureißen von so vielem, was mir lieb geworden war, nicht zum wenigsten von dem neuen Gebiete volkstümlicher Kunstübung, in das ich eben erst angefangen hatte, meine Wurzeln zu schlagen. Noch einmal bot sich mir Gelegenheit, meine Kinder ein Festspiel aufführen zu lassen. Es war vierzehn

Tage vor meinem Fortgang, am Erntefeste. Die Gedanken des Erntefestes, wie ich sie später in dem Text zu H. v. Herzogenbergs Kirchenoratorium „Erntefeier" zu breiterem und allseitigerem Ausdruck gebracht habe, wurden von mir hier so entwickelt, daß sich zwei Gruppen von Personen gegenübertraten: Die einen arme Auswanderer, die, durch Mißernten heruntergekommen und verarmt, in einem fruchtbareren Lande als in den sandigen Heiden ihrer nordischen Heimat, schlimmstenfalls jenseits des Ozeans, ein neues Leben anfangen wollen; sie sind auch diejenigen, welche in der Schule des Leides gelernt haben, daß es noch höhere Güter giebt als den sinnlichen Genuß. Die andere Gruppe sind die Bewohner eines reichen rheinischen Dorfes, die im Erntezuge mit ihren Früchten daherkommen und nun in ihrer Festfreude ärgerlich durch jene Bettler gestört werden. In hüpfenden Rhythmen und kurzen Zeilen beginnen, den fröhlichen Erntezug charakterisierend, die Verse, welche in einen begeisterten Preis des Rheinlandes ausmünden und in ein Loblied für den, der in diesem Herbst wieder überreich die Arbeit des Ackermannes und Winzers gesegnet hat. Nachdem das Loblied verklungen, entwickelt sich in ruhig dahinfließenden Worten der Konflikt der Situation. Aus dem fröhlichen Erntezug ergeht die Aufforderung:

So laßt uns nun zu Spiel und Tanz
forttragen unsern Erntekranz.

Beklommen klingt die Antwort der Auswanderer:

Und einsam bleiben wir zurück?
Denkt keins von euch an das Geschick,
daran wir armen Menschen tragen?

Aber noch findet ihre Klage kein Gehör. In Rede und Gegenrede muß sich der harmlose Lebensgenuß der Begüterten erst zur ausdrücklichen Unbarmherzigkeit gegen die Armen steigern, bis deren bitterer Klageruf die anderen zur Besinnung bringt. Es treten die Älteren und Gereifteren, gleichsam das Gewissen der Gemeinde, auf und erinnern die Jüngeren an den Zwiespalt zwischen solchem Verhalten und den Lehren und Gelübden des Christentums. Das ruft einen Umschwung hervor. Kinder geben den Armen von ihren Früchten, andere laden sie ein, das Fest mit ihnen zu feiern, die dritten bieten ihnen Herberge in ihrem Hause an, die vierten entschuldigen das voreilige Benehmen der Lebenslustigen, die bereits ihr schnelles Wort bereuen. So scheint alles ausgeglichen. Aber nun dient die Ernüchterung von dem Festjubel dazu, jene tieferen Wahrheiten des Erntefestes von den ewigen Gütern und dem himmlischen Erntetag und deren Vermittelung durch die Erscheinung Christi zum Ausdruck zu bringen. Die Auswanderer danken bewegt, daß Gott und Menschen ihre Bitte gehört und möchten so gern denen, die sie freundlich aufgenommen, eine Gegengabe bieten. Sie haben nichts an irdischen Gütern; aber vielleicht können sie ihnen dienen mit den Gaben und Eigenschaften, die in der Glut der Trübsal auf dem Lebensbaume reifen. Ja, wohl können sie von besonderen Heimsuchungen

erzählen, denen sie es danken, daß sie sich auf den Weg gemacht und dann diese freundliche Aufnahme gefunden haben. Immer stiller wird es im Kreise, und nun erzählt ein Alter die ihm gewordene Offenbarung des Christkindes, die in das Dunkel der Erdennot einen hellen Lichtschein fallen läßt. Kaum hat er geendet, so drängen, im tiefsten Herzen ergriffen, die Reichen und Glücklichen auf die Gruppe der Auswanderer ein, um in den fröhlichen Rhythmen des Anfanges den Verlassenen mit lindem Worte zuzusprechen und ihre neugewonnene Erkenntnis zu bethätigen. Schließlich entblößen alle ihr Haupt, und gemeinsam erschallt das alte teure, erinnerungsreiche Lied: „Nun danket alle Gott“. Dann zieht man in gemeinsamem Zuge davon.

Wir zogen in einen großen Saal, damit dort den Kindern noch eine kleine Freude bereitet werde. Ich selbst hatte nicht viel Zeit mehr, an das Erntespiel zu denken, da der nächste Sonntag eine weitere Schlußfeier und der dann folgende den endlichen Abschied von der Gemeinde brachte. Erst später drängte sich mir der Gedanke auf, daß sich die Idee dieses Spieles, das ich bisher nicht veröffentlicht habe, vielleicht viel wirkungsvoller werde herausstellen, wenn nicht Kinder, sondern erwachsene Bauernburschen und Mädchen das Ganze darstellen würden. Die Wahrheiten, die es einprägen will, werden jedenfalls auf dem Lande immer wieder gepredigt werden müssen.

Für mich hatte mit dem Erntespiel die Pflege volkstümlicher dramatischer Kunst auf dem Lande ihr

Ende gefunden — wenigstens in der Praxis. In Straßburg warteten meiner ganz andere Aufgaben. Indes sollte ich noch einmal zu den alten Liebhabereien zurückgeführt werden. Die elsässische Volksschriftstellerin Maria Rebe veranlaßte mich, mein Osterspiel in dem von ihr herausgegebenen Familienkalender „Vogesengrün" erscheinen zu lassen. Infolge davon bat man mich, auch meine anderen Festspiele dem Drucke zu übergeben. Um nicht zu disparate Stücke nebeneinander zu stellen, verband ich mit dem Oster- und Pfingstspiel ein erst in Straßburg verfaßtes Weihnachtsspiel, das seither an sehr vielen Orten in Stadt und Land aufgeführt worden ist und insofern seine Genossen weit übertroffen hat. Meine Sympathie besitzen jedoch vor diesem jene Stücke, die aus der Unmittelbarkeit des Lebens und Wirkens auf dem Lande hervorgewachsen sind, wohin mein Blick sich noch oft sehnsüchtig zurückwendet. Jetzt bleibt mir nichts weiter übrig, als bei meinen Studenten Liebe und Verständnis für das Land zu erwecken, oder meine Feder zu nehmen, um vom Lande für „Das Land" zu schreiben.

Herrosé & Ziemsen, Wittenberg.

Herrosé & Ziemsen, Wittenberg.